

Geschlechtsspezifische Aspekte in der Prävention

Autor(en): **Dobler-Mikola, Anja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen**

Band (Jahr): **18 (1992)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-801256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschlechtsspezifische Aspekte in der Prävention

Empirische Untersuchungen zeigen, dass Suchtverhalten bei Männern und Frauen mit überraschender Einheitlichkeit geschlechtsspezifische Unterschiede aufweist. Prävention muss bei Frauen und Männern unterschiedliche Akzente setzen.

VON ANJA DOBLER-MIKOLA

Verschiedene empirische Untersuchungen, die das Suchtverhalten bei Männern und Frauen analysiert haben, können mit überraschender Einheitlichkeit geschlechtsspezifische Unterschiede bei biographischen Belastungen, Suchtauslösern und Karriere- bzw. Einstiegs-
mustern aufzeigen.

Die häufig zitierte Vermutung von Sucht als spezifischem Problem der sozialen Unterschicht scheint – wenn überhaupt – nur für Männer zu stimmen. In einer Längsschnittuntersuchung über soziale Integration und Drogenabhängigkeit konnten wir feststellen, dass Frauen im Gegensatz zu den männlichen Drogenabhängigen sich auf die einzelnen Kategorien der sozialen Schichtung – gemessen an der sozialen Stellung ihrer Herkunftsfamilie – gleich verteilen wie ihre normalen Geschlechtsgenossinnen. Auch bezüglich des Bildungsniveaus unterscheiden sich drogenabhängige Frauen nicht von nicht abhängigen Frauen – auch dies im Gegensatz zu Männern.

Betrachten wir aber die psychosozialen Belastungen in der Kindheit und Jugend, scheinen Frauen schwerer belastet zu sein: beide Geschlechter berichten gleich häufig über Merkmale wie «Elternehe» schlecht, getrennt oder geschieden. Frauen berichten aber häufiger über das Fehlen von beiden Elternteilen und sind auch häufiger bei Pflegeeltern oder in Heimerziehung aufgewachsen. Frauen berichten auch häufiger über Suizidversuche und psychische Probleme bei ihren nahen Bezugspersonen. Zusammengefasst scheinen Frauen somit in ihrer Anamnese häufiger psychosoziale Belastungen, Männer dagegen strukturelle Defizite aufzuweisen.

Vergleichen wir die empirischen Resultate bezüglich Suchtauslösern bzw. Konflikten, die als Ursachen des süchtigen Verhaltens angegeben werden, zeigt sich, dass die beiden Geschlechter unterschiedliche Konfliktkreise angeben. Die Frauen berichten häufiger über Beziehungsprobleme, Partnerkonflikte und Einsamkeit. Bei Männern dagegen spielen berufliche Probleme und somatische Störungen wie Krankheiten und Körperbehinderungen eine zentrale Rolle. Wenn drogenabhängige Frauen und Männer nach dem speziellen Ereignis gefragt werden, das den Einstieg in die Drogenkarriere verursacht hat, gibt es auch hier geschlechtsspezifische Unterschiede. Die Frauen berichten über Gefühle wie «verloren», «traurig», Männer dagegen «machtlos», «unsicher». Die entsprechenden Probleme stehen bei Frauen in der Regel in Beziehung mit engen Bezugspersonen, während Männer über Probleme mit Personen in entfernterer Umgebung berichten. Folgerichtig ist der Drogeneinstieg bei Frauen eine Reaktion auf Schwierigkeiten in zwischenmenschlichen Beziehungen, bei Männern auf andere, mehr situative Probleme (z.B. Probleme in der Lehre, Geltungsbedürfnisse im Kollegenkreis etc. Auch hier bestätigt sich somit die grössere Abhängigkeit und

Verletzlichkeit der Frau von ihren Intimbezügen her. Für den Mann scheinen die kritischen Punkte dagegen in den Bereichen Leistung, Geltung und gesellschaftliches Ansehen zu liegen.

Die besondere Rolle der Abhängigkeits- und Beziehungsprobleme im weiblichen Lebenszusammenhang schlägt sich auch im Suchteinstieg und Karriere nieder. Die jungen Drogenabhängigen beider Geschlechter berichten gleich häufig, dass der erste Kontakt mit Drogen in Gruppen von Gleichaltrigen stattfand. Die Frauen erhielten aber ihre Drogen meistens von ihrem Freund, Männer dagegen von einem gleichaltrigen Kollegen. Frauen finanzieren ihren Drogenkonsum häufiger durch Prostitution – auch hier in der Abhängigkeit von Männern –, während die entsprechenden Finanzierungsquellen bei Männern Kleinkriminalität und Drogendealen sind.

Geschlechtsspezifische Unterschiede in Lebenswelten

Wie lassen sich nun die hier skizzierten geschlechtsspezifischen Unterschiede erklären? Warum entsteht das süchtige Verhalten bei Männern und Frauen auf einem Hintergrund so unterschiedlicher Belastungen? Diese Unterschiede überraschen nicht mehr, wenn wir sie auf dem Hintergrund der männlichen und weiblichen Geschlechterrollen anschauen, die mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Ressourcen und Anforderungen einhergehen. Betrachten wir die in der wissenschaftlichen Diskussion dargestellten Rollenstereotype, gehören sachbezogenes Handeln, Leistungsdenken, Aussensorientiertheit, Autonomie und Selbstvertrauen zum idealtypischen Bild des Mannes. Instrumentalität kennzeichnet somit die männliche Rolle. Für die weibliche Rolle dagegen ist die Expressivität zentral. Die Frau wird auf eine innenori-

enterte und gefühlsbetonte Rollenausübung hin sozialisiert. Dies geht mit der Erziehung zur Unselbständigkeit und Anpassungsfähigkeit, aber auch mit der Erlaubnis, sich selbst als schwach darzustellen, einher.

Aus diesen durch Sozialisation in der Persönlichkeit verankerten Verhaltensunterschieden werden Fähigkeits- und Eignungsunterschiede abgeleitet, die die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie und Gesellschaft legitimieren. Gemäss der traditionellen Rollenaufteilung in der Familie leistet der Mann Erwerbsarbeit und ist für Aussenbeziehungen und materielle Sicherheit verantwortlich. Die Frau leistet Hausarbeit und ist für die innerfamiliären Beziehungen und die emotional-kommunikativen Aufgaben zuständig. Als Folge dieser Arbeitsteilung zeichnen sich Männer und Frauen durch unterschiedliche Normalbiographien aus. Die Männerbiographie ist im allgemeinen geradlinig. Von der Schule bis zur Pensionierung hat der Mann ein kontinuierliches Ziel, seine berufliche Laufbahn. Die Familiengründung kreuzt diese Pläne keineswegs. Im Gegenteil, sie hat eine seiner Karriere zuträgliche Funktion, da sie ihn emotional und reproduzierend stützt. Das Ziel «berufliche Karriere» hat den Vorteil, dass es vom Verhalten der Mitmenschen relativ unabhängig ist und eng mit der persönlichen Leistung zusammenhängt. Frauen weisen im Gegensatz zu Männern häufig eine vielfach gebrochene Biographie auf mit den Phasen «Ledigsein», «Heirat», «Kinder» und «Nachkinderphase». Die qualitativ unterschiedlichen Phasen erzwingen jeweils eine Umorientierung und Verlagerung des Lebensinhaltes auf einen neuartigen Bereich. Die Sinnggebung der weiblichen Normalbiographie ist generell eng mit zwischenmenschlichen Beziehungen verbunden. Die persönliche Unabhängigkeit und die Stabilisierung einer eigenen Identität lassen sich daher nur schwer verwirklichen.



Entwicklung der Geschlechteridentität und die spezifischen Suchtrisiken bei Mädchen.

In einer Gesellschaft, die durch eine Komplementarität in der Aufgabenteilung und Rollen der Männer und Frauen gekennzeichnet ist, sind Mädchen und Jungen von Anfang an unterschiedlichen Einflüssen ausgesetzt, die ihre Sozialisation und die Entwicklung ihrer Geschlechteridentität prägen. Von ihnen werden unterschiedliche Lernprozesse gefordert und es ergeben sich auch unterschiedliche Gefährdungen. Betrachten wir nochmals die Aussagen von abhängigen

Frauen über das, was ihnen in ihrem Leben Schwierigkeiten gemacht hat und von welchen Gefühlen sie beherrscht wurden, fallen im Wesentlichen drei Bereiche auf:

- ein Gefühl, das mit innerer Leere beschrieben wird, mit dem Fehlen des Gefühls für sich selbst als ganzer Mensch, mit dem Fehlen der Identität als Frau;
- ein Gefühl von Unsicherheit, Unselbständigkeit und Passivität, von Machtlosigkeit in Bezug auf die Gestaltung des eigenen Lebens;
- das Gefühl ohne Lebenspartner, ohne in einem Netz von Beziehungen eingebettet zu sein, nicht leben zu können.



Alle diese Aussagen stehen in engem Zusammenhang mit den oben beschriebenen spezifischen Anforderungen und Einschränkungen des weiblichen Lebenszusammenhanges. Die Wurzeln dieser Akzeptanz eigener Existenz und Identität nur in Beziehung und Abhängigkeit von anderen, liegen in der psychosexuellen Entwicklung in der Kindheit und Jugend. Von Geburt an geht die Umwelt nicht mit einem geschlechtsneutralen Säugling um, sondern mit einem Mädchen oder einem Jungen. Hier scheint den Mädchen die jahrhundertealte Entwicklung der psychosexuellen Identität der Frauen in die Abhängigkeit von anderen zum Verhängnis zu werden. In der Abhängigkeit von der Einstellung und dem Gefühl der Mutter bzw. anderen weiblichen Bezugspersonen zu ihrem eigenen Geschlecht wird die Versorgung, die liebevolle Zuwendung und die körperliche Berührung der Mädchen ausreichend sein, oder aber bei ihnen für immer ein Bedürfnis nach «mehr» hinterlassen. Häufig scheint es hier ein «zu wenig» an liebevoller Versorgung zu sein. Das Gefühl von Leere und ein ständiges Suchen nach Erfüllung, wie nur Frauen es kennen, ist die Folge. Dieses Gefühl des Unerfülltseins und der

Unzulänglichkeit wird noch verstärkt durch die Reaktion der Umwelt auf das Geschlecht der Mädchen: in der Regel wird es übersehen. Das kleine Mädchen wird wie ein asexuelles Wesen behandelt. Als Kind wird es geliebt, als Mädchen mit einer eigenen ausgebildeten Geschlechtlichkeit aber nicht gesehen. Während der Junge von Anfang an mit dem Attribut «ein richtiger Mann» anerkannt wird, ist das Mädchen nur eine «Noch-nicht-Frau», das erst dann zum sexuellen Wesen wird, wenn es gross ist, d.h. die körperlichen sichtbaren Attribute dazu bekommt, wenn es für andere als sexuelles Wesen interessant wird. Hier liegt für Christiane Olivier ein Schlüssel für die psychosexuelle Entwicklung des Mädchens. Nach ihr ist das Drama des kleinen Mädchens, dass sein Körper wie niemandes Körper ist. Auf dem Hintergrund der Tatsache, dass die Suchtgefährdung bei Frauen fast immer im Zusammenhang mit einer gestörten Geschlechtsidentität und traumatischer psychosexueller Entwicklung steht, scheint dies eine sehr entscheidene Erkenntnis für das Verständnis der Sucht bei Frauen zu sein. In der Pubertät erlebt das Mädchen in dieser Entwicklung einen nachhaltigen

Bruch. Bei Entwicklung der äusseren Geschlechtsmerkmalen wird sie mit widersprüchlichen Erwartungen ihrer Umwelt konfrontiert. Ihr wird klargemacht, dass die Tatsache, eine Frau zu sein, eine Gefahr für sie bedeutet und sie Angst haben muss, dass ihr deswegen jemand etwas antut. Ihr wird Zurückhaltung nahegelegt, ihr Lebensraum ist begrenzt und sie scheint, vom Schutz anderer abhängig zu sein. Das «Frau sein» bedeutet für sie verletzbarer, einschränkbarer und auch hilfloser als der Mann zu sein. Neben der Zurückhaltung fühlt sie sich aber auch aufgefordert, sich weiblich zu zeigen, sie soll attraktiv sein, sexuell interessant wirken. Dabei muss sie sich an den diesbezüglichen Wünschen, Bedürfnissen, moralischen Grundsätzen und Schönheitsvorstellungen der Umwelt orientieren. In diesem Widerspruch wird es ihr schwermacht, eigene Bedürfnisse zu spüren und danach zu handeln. Sie erlebt ihre eigene geschlechtsspezifische Identität als etwas, worüber sie nicht selbst bestimmen kann, sondern worüber andere Machtansprüche haben und diese auch ausüben. In diesem Kontext erlebt sie aber auch immer wieder, dass gerade sie die Verantwortung, für das Gelingen der



zwischenmenschlichen Beziehungen trägt.

Betrachten wir diese Erkenntnisse auf dem Hintergrund der oben erwähnten spezifischen Suchtmuster bei Frauen und der Anforderungen des weiblichen Lebenszusammenhangs, kann das süchtige Verhalten bei Mädchen bzw. Frauen mit folgenden Aspekten im Zusammenhang gesehen werden:

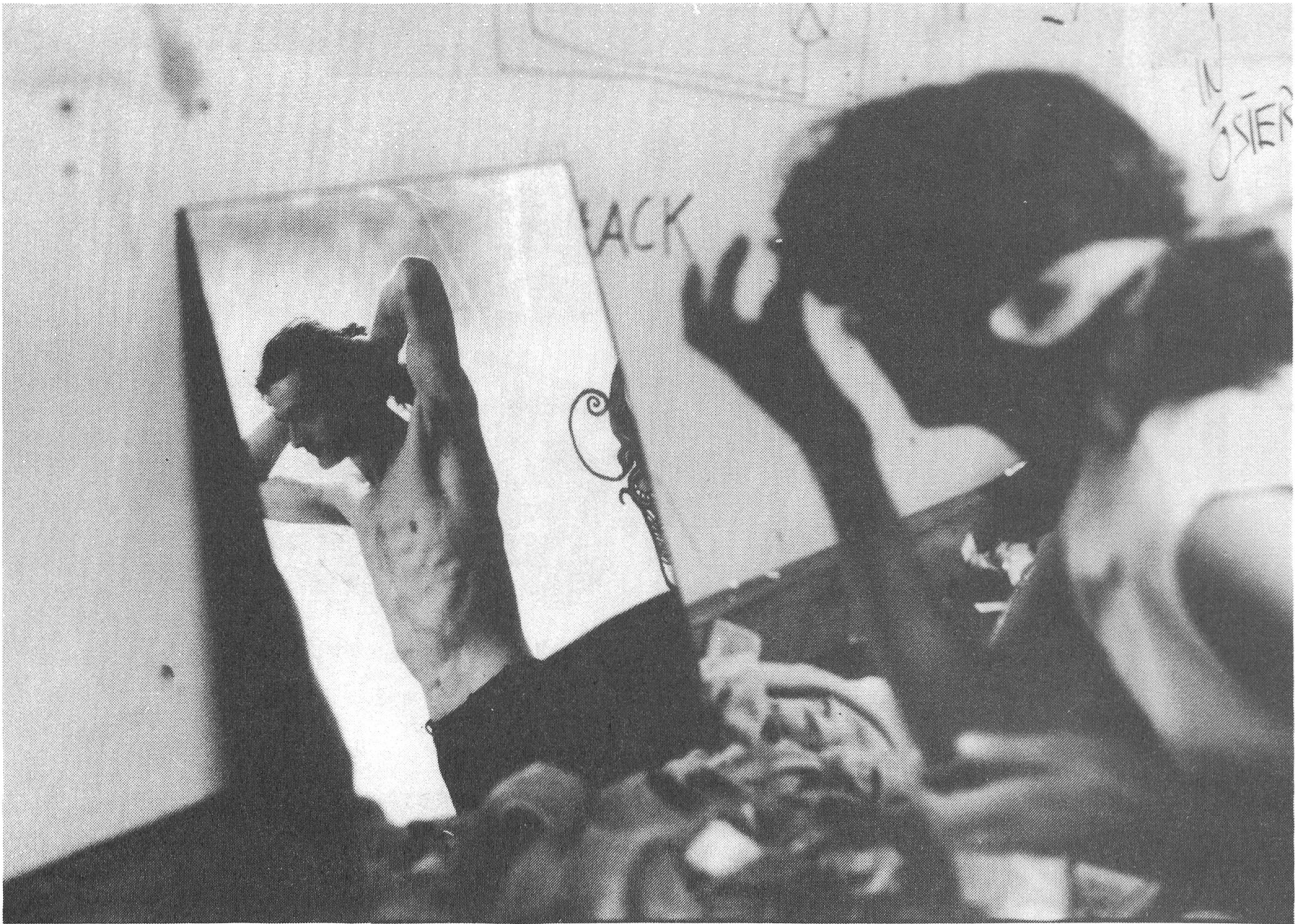
- Mit einem unsicheren unklaren, und manchmal angstbesetzten und ablehnenden Gefühl zum eigenen Körper und zum Geschlecht
- Mit einem Gefühl letztendlich nicht genau zu wissen, was für sie selbst richtig ist und nicht die Macht zu haben, das eigene Leben nach eigenen Bedürfnissen gestalten zu können.
- Mit dem Gefühl, dass die eigene Befindlichkeit von aussen gesteuert wird
- Mit dem Gefühl, den Wert der eigenen Person nur in der Anerkennung durch andere wahrnehmen zu können.

So gesehen, bedeutet die Sucht bei Frauen ein weiteres Glied im Geflecht der traditionellen Abhängigkeiten.

Entwicklung der geschlechtsspezifischen Identität und die Suchtrisiken bei Jungen.

Bei den Jungen scheint diese Entwicklung anders zu laufen. Sie werden von Anfang an von ihrer Umwelt als «kleine Männer» wahrgenommen und die entsprechenden Reaktionen sind geprägt durch jeweilige Vorstellungen der mit der männlichen Geschlechtsrolle verbundenen Normen und Werte der nahen Bezugspersonen. Abgrenzung zu allem Weiblichen ist ein wichtiger Bestandteil ihrer Entwicklung. Stärker als bei Frauen werden bei Jungen die traditionellen Verhaltensweisen des anderen Geschlechts sanktioniert. Bei ihnen werden Unabhängigkeit und Autonomie betont. Sie lernen, ihr Geschlecht als etwas Eigenständiges zu erleben, worüber sie selber bestimmen können. Diese frühe Unterstützung der Selbständigkeit hat allerdings auch ihren Preis. So bleibt es den Jungen schon in frühen Jahren zunehmend verwehrt, bei belastenden Gefühlen Schutz zu suchen und sich klein und schwach zu zeigen. Aufgrund der Übernahme männlicher Wertvorstellungen

wird den Jungen relativ schnell das Bedürfnis nach Nähe und Körperkontakt abgewöhnt. Ihnen wird sehr früh ein Idealtyp eines männlichen Wesens – stark, selbständig, mutig, erfolgreich, intelligent, und leistungsbestrebt – vermittelt. Darüber hinaus machen die Jungen häufig die Erfahrung, dass Gewalt ein probates Mittel zur Machtausübung darstellt. Gewalt und Aggression gelten schliesslich als ein akzeptables Mittel männlicher Durchsetzungsfähigkeit. In den Gruppen der Gleichaltrigen wird die eigene Männlichkeit mit Hilfe einer demonstrativen Abgrenzung zu Mädchen betont. Ausdruck von Männlichkeit ist nun das spielerische Jagen bzw. das Ärgern von Mädchen verbunden mit dem Gefühl von männlicher Macht, Dominanz und Überlegenheit. Eintritt in die Pubertät bedeutet auch für Jungen einen qualitativen Bruch. Nun wird von ihnen endgültig erwartet, dass sie sich wie richtige Männer benehmen. Das Zeigen von weiblichen Gefühlen wie Schwäche oder Angst ist noch stärker verpönt. Der Kontakt zum weiblichen Geschlecht erhält allmählich eine neue Qualität. Im Zuge der sich entwickelnden Sexualität werden Mädchen mehr und mehr Objekte sexueller Neugier. Die Su-



che nach sexueller Nähe korrespondiert allerdings immer noch mit der Notwendigkeit der Abgrenzung. Mädchen werden als Sexualobjekte betrachtet, denen man durch eine demonstrativ zur Schau gestellte Männlichkeit imponieren will. Die mit der Sexualität verbundenen Unsicherheiten und Ängste müssten überspielt werden und der Mann muss aktiv und dominant bleiben. In Bezug auf Mädchen entstehen erste Konkurrenzhaltungen. Die Position in der Männergesellschaft muss geklärt werden. Dazu gehören auch, den gleichaltrigen Jungen wie Mädchen durch riskante Verhaltensweisen deutlich zu machen, dass man jetzt ein Mann ist.

Auf dem Hintergrund der hier vorgestellten Entwicklungsstufen und des männlichen Lebenszusammenhangs in unserer Gesellschaft hat der männliche Suchtmittelkonsum andere Funktionen als der weibliche:

- Die Statusunsicherheit bezüglich der eigenen männlichen Rolle wird mit dem Konsum von Suchtmitteln kompensiert.
- Gefühle der Machtlosigkeit, der Ohnmacht werden kompensiert durch Machtfantasien, die z.T. im Rausch ausgelebt werden.

- Suchtmittelkonsum dient häufig als Aufnahmeeritus in die Männergesellschaft.
- Die männliche Rolle verlangt, in Kontakt und Kommunikation mit dem anderen Geschlecht aktiv zu sein. Die Angst vor dieser Aktivität kann mit dem Konsum überspielt werden.
- Suchtmittelkonsum dient zur Befriedigung eines zu der männlichen Rolle gehörenden Risikobedürfnisses und der Konsum unbekannter Drogen erhält einen modernen Abenteuercharakter.

Geschlechtsspezifische Wege zur Prävention.

Auf dem Hintergrund der hier vorgestellten unterschiedlichen Lebenswelten der Männer und Frauen und der unterschiedlichen Entwicklungswege scheint es gerechtfertigt zu postulieren, dass die Prävention bei Männern und Frauen unterschiedliche Akzente setzen muss, die diese geschlechtsspezifischen Unterschiede berücksichtigen. Da die Defizite bei Geschlechtern unterschiedlich sind,

sind auch die Wege zur Vermittlung sozialer Kompetenz, die dem einzelnen ermöglichen, sein Leben in die eigenen Hände zu nehmen und selber für sich zu verantworten, unterschiedlich.

Da die Konfrontation der Mädchen mit ihrer Geschlechtszugehörigkeit durch widersprüchliche Wert- und Normvorstellungen der Umwelt gekennzeichnet ist, bedürfen sie einer sehr bewussten und intensiven Unterstützung bei ihrer Entwicklung. Sie brauchen Modelle, die einen Prozess der Ablösung der Individuation und der Identifikation mit der eigenen Geschlechtszugehörigkeit ermöglichen. Die Mädchen brauchen eine Auseinandersetzung mit Frauen, die ihnen helfen, Ihre verschiedenen Wahrnehmungen der Rolle der Frau in unserer Gesellschaft, die Erwartungen, die an sie gerichtet werden, ihre Gefühle und ihr Bild von sich selbst zu verarbeiten und sich selbst ein Stück weit neu zu schaffen. Um eine authentische Persönlichkeitsentwicklung zu erleben, müssen sie ernst genommen werden und in verstärkter Masse Rückmeldung und Bestätigung der stückweisen Ausbildung ihrer weiblichen Identität – ohne Verstrickung in das Geflecht von Abhängigkeiten – erfahren. Nur so können sie sich



von dem bewussten oder unbewussten «sich Anpassen müssen» lösen und einen Weg zur eigenständigen Person finden. Wie Untersuchungen über Koedukation zeigen, scheinen in männerdominierten Gesellschaften männerfreie Räume für Mädchen notwendig zu sein, wenn sie Eigenständigkeit entwickeln und lernen sollen, auf ihre eigenen Fähigkeiten zu vertrauen. Prävention bei Mädchen kann aber nicht ganz ohne Einbezug der Männer verlaufen. Wir leben in einer Gesellschaft, wo die Geschlechter in der Regel zusammenleben und dies bedeutet, dass die Mädchen, um eine stabile Identität zu entwickeln, auch mit den Männern in Kontakt treten müssen. Dies bedeutet für männliche Bezugspersonen, dass sie auch ein neues Rollenselbstverständnis über sich selbst entwickeln müssen. Hier wird eine hohe Anforderung an die Selbsterkenntnisse und Selbstkontrolle der männlichen Bezugspersonen gestellt. Die Männer müssen lernen, Mädchen anzuerkennen und zu bestätigen, ohne sie dabei zu belästigen und männliche Machtansprüche zu demonstrieren. Auch bei Jungen muss die Prävention bei dem spezifischen Lebenszusammenhang und Rollenstereotyp des Mannes in unse-

rer Gesellschaft ansetzen. Sie brauchen ebenso alternative Modelle des männlichen Verhaltens, die ihnen die Förderung sozialer und emotionaler Kompetenz ermöglichen. Dazu gehört u.a. die Fähigkeit, Gefühle sowohl wahrzunehmen wie auch auszudrücken. Dazu gehört auch das Erkennen der individuellen sozialen Abhängigkeiten und die Fähigkeit, diese zu akzeptieren, ohne gleichzeitig die eigene Eigenständigkeit zu verlieren und von Ohnmachtsgefühlen überwältigt zu werden. Die Jungen müssen lernen, sich in die Erwartungen des sozialen Gegenübers einzufühlen und auf diese einzugehen. Sie «müssen» Fähigkeiten entwickeln, die eigenen Bedürfnisse und Interessen anderen gegenüber angemessen darzustellen. Dies bedeutet auch, dass den Jungen eine bessere Wahrnehmung um sich selbst vermittelt werden muss. Nur so haben sie die Möglichkeit zu selbstbewussten, wirklich autonomen Persönlichkeiten zu werden denen eine kritische Bewusstmachung und Bearbeitung der eigenen (männlichen) Machtstrukturen und die damit verbundenen Rollenzwänge gelingt. Eine geschlechtsspezifische Prävention kann aber nicht bei individuumorientier-

ten Massnahmen bei Mädchen und Jungen aufhören. Die Jugendlichen – und auch die Erwachsenen – beider Geschlechter können die neu aufgedeckten Entwicklungsmöglichkeiten nur dann wahrnehmen und verwirklichen, wenn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entsprechend modifiziert werden. Es müssen neue Ideale und Werte geschaffen werden, die den Geschlechtern ermöglichen, ein neues Verständnis Ihrer Rollen und Identität zu verankern. Die Realisierung, präventiver Ansätze, die sich an spezifischen Lebensbedingungen der Frauen und Männer orientieren, muss den Geschlechtern Wege zu einem neuen Verhältnis zu einander vermitteln. Anstatt Machtausübung und Unterwerfung sollen gegenseitige Anerkennung und Gleichberechtigung die Grundpfeiler des Miteinanders der Geschlechter werden. Die unterschiedlichen Qualitäten und Fähigkeiten der Menschen sollen nicht Ungleichbehandlung und Unterdrückung legitimieren, sondern eine Basis zu einer Bereicherung des Zusammenlebens bilden.

Anja Dobler-Mikola ist Soziologin und Mitarbeiterin am sozialpsychologischen Dienst der Uni Zürich. Leicht gekürztes Referat, gehalten an der Aeschi-Tagung 1991.